



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

K...da, I.: Schilderungen aus Belgien : Flamänder und Wallonen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Schilderungen aus Belgien.

Flamänder und Wallonen.

Vielfach ist dieses Belgien von uns Deutschen angestaunt worden. Innerhalb eines Duzend von Jahren hat dieses Land mehr gethan, als wir innerhalb eines Jahrhunderts zu thun erhoffen dürfen. Durch geschickte Benutzung des Augenblicks hat es sich Selbstständigkeit und die freieste Verfassung erobert. Durch besonnene Negotiationen nach Außen, durch rüstige Thätigkeit nach Innen hat es sich im europäischen Staatenverbande zu einem willkommenen Mitgliede erhoben. „Der Zufall war der Freiheit Belgiens günstig“, rufen die Diplomaten, „wären im Jahre 1830 Preußen, Oesterreich und Rußland besser vorbereitet gewesen, dann hätte man diese unruhigen Köpfe von Flandern bald zu Paaren getrieben, und es gäbe heute so wenig ein selbständiges Belgien, wie es nach dem Wiener Frieden eins gab.“

Allerdings! Aber schlaget die geschickte Benutzung des Augenblicks nicht so gering an, Ihr Herren Diplomaten, was wäre sonst Euer Verdienst? Zudem war dieses Belgien im Momente der Entscheidung einig mit sich. Dieses ist kein Zufall, sondern eine große, bewundernswerthe Sache. Wäre Deutschland in gewissen Augenblicken einig gewesen, so hätte es viel unnütze Diäte erspart — nicht bloß in Hannover und in Cassel.

Was den Deutschen, der in Belgien reist, besonders in Bewunderung setzt, das ist die Betrachtung, wie himmelweit verschieden die beiden Stämme sind, die unter dem gemeinschaftlichen Namen Belgier so einmüthig ihre Freiheit erkämpften und ihren neuen Staat organisirten. Er, der Sohn einer Nation von dreißig Millionen

Menschen, die alle Eine Sprache reden, Einer Abstammung sind und die in ihrem Gemeinsinn noch nicht einmal bis zur Niederreißung der trennenden Zollschranken gelangt sind, er steht mit verzeihlichem Neid, wie hier zwei in Sprache, Abkunft, Sitten und Körperbildung ganz verschiedene Nationalitäten sich die Hände reichen, um Ein Volk zu sein, Eine Gesetzgebung, Ein Vaterland, Ein Recht, Eine Freiheit zu haben.

Flamänder, von Blaeming, Flanderer; Wallone, von oil (Jemand, der die Oil-Sprache spricht)*). Der Blaeming ist Germane; der Wallone Gallier. Der Blaeming spricht einen der ältesten deutschen Dialekte, der Wallone einen der ältesten französischen; doch wird ersterer besser von dem eigentlichen Deutschen verstanden, als letzterer von dem eigentlichen Franzosen. Das Flamändische war und ist Schriftsprache, das Wallonische war es nie.

Auch äußerlich ist der Unterschied zwischen dem Flamänder und dem Wallonen zu erkennen; er ist eben so stark, als der zwischen dem Magyaren und dem Slovaken und viel stärker als zwischen dem Großrussen und dem Kleinrussen. Der Flamänder hat ganz den germanischen Typus: helles Haar, blaue Augen, weißen Teint; der Wallone hat ganz den romanischen Ausdruck: schwarzes Haar, dunkle Augen, braune, tiefgefärbte Haut. Zu diesen allgemeinen Stammzeichen gesellen sich noch mehrere Localeigenthümlichkeiten. Der Flamänder ist in der Regel mittelgroß und stämmig; der Wallone hoch, schlank und gelenkig. Jener ist phlegmatisch, aber ausdauernd; dieser feurig, aber schneller ermüdet.

Die Kinder der Flamänder haben in der Regel wahre Engelsköpfe; man kann sich kaum etwas Lieblicheres und Sanfteres denken, als solch ein Gesichtchen mit den reinsten Schattirungen und dem zartesten Teint. Letztern findet man selbst in den untersten, ärmsten Volksclassen, und Niemand würde es glauben, wenn er eines dieser lieblichen Geschöpfe mit der blendend weißen Haut, dem zarten Incarnat der Wangen und dem goldigen, reichen Haarwuchs vor sich steht, daß dies das Kind irgend eines Tagelöhners oder eines armen Handwerkers ist. Aber wunderbar genug, je reifer der Knabe wird,

*) Die langue d'oc und die langue d'oïl theilten sich bekanntlich früher in die Herrschaft von Frankreich.

je mehr er sich entwickelt, um so entschiedener weicht der Reiz von ihm. Die Flamänder haben durchschnittlich sehr wenig schöne Männer aufzuweisen. Was das Kind zum Ideale macht, das artet beim Mann oft in Weichheit und Schwammigkeit aus. Die feine Haut wird von der Luft gehärtet, die Züge werden plump, wie der ganze Körper mehr in die Breite als in die Höhe sich entwickelt. Ganz umgekehrt ist es mit den Wallonen. Es gehört die ganze Sorgfalt wohlhabender Eltern dazu, um den unvortheilhaften Eindruck, den die dunkle Hautfarbe und meist auch die Unregelmäßigkeit der Gesichtszüge der Kinder hervorbringt, zu mildern. Das Kind des gemeinen Mannes hat etwas Wildes, Rohes in seinem Aeußern, das in einer öffentlichen Schule z. B. einen schreienden Gegensatz zu dem sanften Ausdruck der flamändischen Jugend bildet. Aber gerade dieses Kräftige und Wilde, das mit dem Nützlich eines Kindes nicht verträglich ist, gibt ihm, je mehr es zum Jünglinge, zum Manne reift, einen so entschiedenen Ausdruck, daß es die Schönheit ersetzt und die unregelmäßigsten Züge in eine Harmonie bringt, welche der Schönheit nahe kommt und in gewisser Beziehung noch mehr besticht als sie. Dies findet auch bei den Frauen seine Anwendung. Die flamändischen Mädchen und Frauen behalten der Natur ihres Geschlechtes gemäß den zarten Kinderteint, die feine Haut und das weiche Colorit länger als die Männer. Die Frauen von Brügge und Antwerpen sind wahre Ideale von sanftem Ausdruck und lieblichen Zügen. Aber von der Brust abwärts verliert sich dieser Reiz: große Füße, breite Hüften, ein Ansatz zur Wohlbeleibtheit, der bei der ersten Gelegenheit ausartet. Die Wallonin umgekehrt ist selten schön, und selbst in günstigeren Fällen darf sie es nicht wagen, Arm und Nacken allzuviel sehen zu lassen, es müßten denn die runden vollen Formen für die dunkle Hautfarbe reichlich Entschädigung bieten. Aber der schlanke zierliche Wuchs, das feurige, verheißende Auge, die kühne, rasche Bewegung zeigen von Temperament und Phantastie und sind oft viel anziehender als die regelmäßigen flamändischen Schönheiten, welche Rubens zu seinen Idealen machte.

Daß sich zwei Racen, die so eng neben einander leben, nicht unvermischt erhalten haben, versteht sich von selbst. Nur auf den beiden entgegengesetzten Enden des Landes findet man die Stämme in ihrer vollen Reinheit; in Brabant jedoch, wo die Grenzscheide des

Sprachgebiets sich befindet, konnte die Vermischung natürlich nicht ausbleiben. Da findet man auf jedem Schritte den Gegensatz von schwarzen Haaren und hellen Augen, der gewöhnlich das Zeichen von einer Mischung südlichen und nordischen Blutes ist; da findet man jenen gräßlichen Jargon, aus flamändischen und französischen Worten zusammengesetzt, den weder der Flanderer noch der Lütticher versteht. Die kleinen Antipathien, die man immer bei Nachbarvölkern, ja bei Nachbarstädten und Nachbardörfern findet, haben zwar sich auch hier erhalten. Der Flamänder schimpft den Wallonen falsch (was walsh is, valsh is! heißt ein Jahrhundert altes Sprichwort), dieser dagegen nennt jenen dumm. Das untere Volk beider Stämme hat immer für das andere einen Spitznamen, der oft zu blutigen Händeln Veranlassung gibt, so daß vorsichtige Hausfrauen sich sogar hüten, eine Flamänderin und eine Wallonin neben einander in Dienst zu nehmen. In den höhern Ständen hat jedoch die Verbreitung der französischen Sprache eine Verständigung herbeigeführt. Namentlich seit der letzten Revolution ist die Harmonie eine innige geworden; man hat eingesehen, daß Belgien nur durch die Ueberwindung der kleinen Localvorurtheile seine Selbständigkeit und staatliche Existenz erhalten könne, und man muß den Kammern und den Behörden das Lob zollen, daß sie Alles vermeiden, was eine Reibung und ein Mißverständnis dieser Art hervorbringen könnte.

Dies ist auch der Grund, warum die Bemühungen der flamändischen Literaten, ihrer Sprache eine größere politische Bedeutung zu erwerben, nicht gelingen, und ihre der Kammer überreichte Petition, obgleich sie von mehr als hundert Gemeinden unterschrieben war, keine Berücksichtigung fand. „L'union fait la force,“ ist die Devise des belgischen Wappens, und diese Union hat hier eine um so schwerere Bedeutung, als sie zwischen zwei von Natur getrennten Völkern ein Band zu bilden hat. In der That wäre diese Einheit ein Werk der Unmöglichkeit, wenn nicht äußere Berührungspunkte da wären, welche den beiden Stämmen einen Anschein von gemeinschaftlichem Charakter geben. Vom Meere umspülte Küsten, von großen, schiffbaren Flüssen durchschnitene Gegenden, dort der üppigste Getreideboden, hier unterirdische unerschöpfliche Schätze an Eisen und Kohlen — wie sollte sich da nicht der Fleiß entwickeln? Die Industrie wurde schon frühe die gemeinschaftliche Göttin dieser Lande; der Handel

folgte ihr auf dem Fuße. Die Schifffahrt lag in der Nähe und holte den Wohlstand bald aus der Ferne. Der Bürger und Handwerker wurde reich und fühlte sich. Der Fürst lernte hier den Arbeiter und Handelsmann früher achten als in andern Ländern. Das Verhältniß zwischen Herrscher und Volk wurde schon in frühesten Zeiten ein Gegenstand steter Bewachung von beiden Seiten. Bei dem mindesten Eingriff des erstern erhob sich letzteres in Masse; der Handwerker war zugleich Krieger, und die Hellebarde, oder, wie die alten Flamänder diese ihre Leibwaffe humoristisch nannten, der Goedendag (Gutentag), stand stets in dem Winkel blank gepuzt, und viel rüstiger zum Kampf bereit, als das Gewehr eines modernen Nationalgardisten. Nach mancher bösen Nacht, wo die Gemeinden, Zünfte und Gildenleute über die neue Steuer stürmisch berathen hatten, standen diese Lanzen vor dem Schlosse der Herzoge, Grafen und Bischöfe von Flandern, Brabant, Hennegau und Lüttich und wünschten mit durchdringender Stimme ihren Goedendag. Der Geist der Opposition, die Gewohnheit der Revolte incarnirte sich. Diese „harten Köpfe von Flandern,“ wie sie Karl V. nannte, dieses „böse Blut von Lüttich,“ wie Karl der Kühne sich ausdrückte, paßten recht gut zusammen. Diese lebendige und oft sogar wilde Freiheitsliebe ist bei beiden Stämmen ein Grundzug geworden, und was braucht es bei politischen Verbindungen mehr als Aehnlichkeit der politischen Volksstimmung? Dies ist es, was Flamänder und Wallonen, trotz der Verschiedenheit der Racen, der physischen und geistigen Anlage, zu Einem Volke gemacht und ihnen gewisse gemeinschaftliche Eigenthümlichkeiten aufgeprägt hat, die man fast Nationalcharakter nennen dürfte. Der Belgier, Flamänder wie Wallone, ist enthusiastisch für sein Land, eifersüchtig auf seine Freiheit und darum Patriot. Seit den ältesten Zeiten gewohnt, seine Gemeinde-, Provinzial- und Landesangelegenheiten selbst zu besorgen und überall sein Wort mitzusprechen, hat sich bei ihm ein Grad von Offenherzigkeit herausgebildet, der jedem Fremden auffallen muß. Nirgends, selbst in Frankreich nicht, hört man über politische Angelegenheiten so laut und unverhohlen sprechen, als in Belgien. Dies erstreckt sich sogar auf die Staatsmänner; zur Zeit der Londoner Protocolle waren die Diplomaten nicht wenig in Verlegenheit, als sie ihre heimlichen Vorschläge und Pläne plötzlich in den belgischen Kammern laut vor den Ohren aller Welt ver-

handelt sahen. — Diese allerdings etwas unnütze Naivetät haben die belgischen Staatsmänner allmählig bei größerer Erfahrung abgelegt; indessen ist ihnen ein schöner Hauptzug geblieben, nämlich der Widerwille gegen alle überflüssige Heimlichthuererei, durch die viele andere europäische sogenannte Staatsmänner, zumal im lieben Deutschland, sich eine Wichtigkeit zu geben vermeinen. Wer je Gelegenheit gehabt hat, mit den Herren Nothomb (gegenwärtig Minister des Innern), Dechamp (Minister der öffentlichen Arbeiten), Van de Weyer (Gesandter in London) u. s. w. zu sprechen, der ist gewiß erstaunt gewesen, mit welcher Unverhohlenheit diese Herren sich über die Lage der Landesangelegenheiten aussprachen. Nirgends sind die Journale besser unterrichtet als in Belgien (NB. über die inneren Geschäfte) und hat der junge Staat trotz dieser Oeffentlichkeit in diesen zwölf Jahren etwa seine Geschäfte schlecht besorgt?

Ein zweiter Hauptzug des belgischen Charakters ist das tiefe Gefühl für Recht und vor Allem für Gleichheit des Rechts. Ob schon ein Handelsvolk und als solches im merkantiltischen Handel und Wandel schlau und auf seinen Vortheil bedacht, ist doch in allen Rechtsfragen der öffentliche Sinn so geschärft und wachsam, daß nirgendwo der Spruch von der vox populi einen bessern Beleg findet, als hier. Auch das ist eine Folge der Oeffentlichkeit. Die Rechtspflege kennt hier kein Hinterthüren; ein bestochener Richter ist hier ein fremdes Gewächs. Die öffentliche Meinung ist ein zu wachsender und furchtbarer Gerichtshof, als daß man gegen sie sündigen könnte.

Gutmüthig, bescheiden, rechtliebend und offenherzig, ist der Belgier ein lebenswürdiger und gemüthlicher Kumpan, wo ihr ihm auf öffentlichen Plätzen begegnet; als Gesellschafter, als Beamter, auf der Börse, im Estaminet — überall wird ihn der Fremde zugänglich, anspruchslos, praktisch, gefällig und das Leben erleichternd finden; anders ist es, wenn ihr ihn in seiner Familie auffucht. Hier steht der Belgier seinen Nachbarn (mit Ausnahme etwa des langweiligen Holländers) sehr nach. Auf dem öffentlichen Plage lernt ihr den Belgier, d. h. den Mann, kennen; in seiner Familie lernt ihr die Belgierin kennen, und das ist die schwache Seite der belgischen Gesellschaft. Die Belgierin ist eine rüstige, musterhafte Wirthin; von dem weißen Linnen des Tischtuches bis zu dem messingenen Knopf

an der Thürflügel wird man bei ihr Alles stets glänzend und von Reinlichkeit leuchtend finden. Die Belgierin ist die tugendhafteste Hausfrau. Selten hört man von einem Vergehen gegen die eheliche Treue; sie ist eingezogen, anspruchslos, wenig vergnügungsfüchtig; aber sie ist auch das unpoetischste, langweiligste Geschöpf, das je der Himmel mit weichen Gliedern und seidenen Locken gesegnet hat. Sie hat weder die Bildung und die warme Sentimentalität der deutschen Frauen, noch den natürlichen Geist und die angeborene Grazie der französischen. Dem untern Stande angehörig, erhält sie ihr Wischen geistiges Leben rein aus der Hand des niedern Geistlichen, der in dem schwärzesten Aberglauben die sichersten religiösen Bande zu knüpfen glaubt. Die wohlhabenden Classen senden das halberwachsene Mädchen in ein Mädchenpensionat, wo sie bis zu ihrem Eintritt in die Welt, d. h. bis kurz vor ihrer Verlobung, ihre Erziehung vollendet. Diese Pensionserziehung ist oft genug auch in andern Ländern mit allen ihren Nachtheilen beleuchtet worden. In Belgien zumal, wo das Erziehungswesen überhaupt noch in seinen Kinderschuhen ist und wo einerseits der Ignoranz und andererseits dem Clerus allzuviel Spielraum gelassen wird, da sind die Mängel der Pensionatserziehung noch schädlicher und auffallender als anderswo. Das Mädchen tritt als Gliederpuppe aus demselben; mit den alleroberflächlichsten Schlagwörtern der modernen Bildung dürftig ausgestattet, unentwickelt in seinem Gemüthsleben, ohne nachhaltige Anregung in seiner Gedankenwelt, fällt es, sobald es verheirathet wird, dem allergewöhnlichsten Materialismus heim und die ganze Erziehungszeit liegt da wie eine unnütze Episode des Lebens. Soll hier noch eine Ausnahme stattfinden, so müssen wir sie zu Gunsten der Wallonin machen; ihr kommt wenigstens ihre Muttersprache, das Französische, zu Gute. Die herkömmlichen feinen Wendungen der französischen Sprache werden ihr eben so geläufig wie der Französin, und die französische Lectüre weckt und regt ihren Geist doch immer auf eine nationale Weise an. Die Flemingmädchen hingegen, die ihre Erziehung in französischer Sprache machen (und dies ist in allen Pensionaten Belgiens der Fall), werden in ein ganz fremdes, ihrer nationalen Eigenthümlichkeit widerstrebendes Element versetzt; sie haben mit dem Dictionnaire, mit Orthographie und Grammatik während des größten Theils ihrer Erziehungsjahre zu hart zu kämpfen, um

Freude an der Sprache oder gar große literarische Kenntnisse in derselben zu erlangen. Der Esprit der französischen Sprachwendungen bleibt ihnen immer Etwas, das ihrer Natur sich nicht fügen kann. Gegen ihren eigenen niederdeutschen Dialekt haben sie eine eben so nachtheilige als lächerliche Verachtung, und statt durch Studium des Holländischen sich wenigstens nach einer Seite hin zu bilden, vernachlässigen sie die angeborene Sprache und werden dadurch zu jenen Zwittergeschöpfen, die halb gebraten, halb roh, im Ganzen ungenießbar sind für alle höhere Geselligkeit.

J. K.... da.